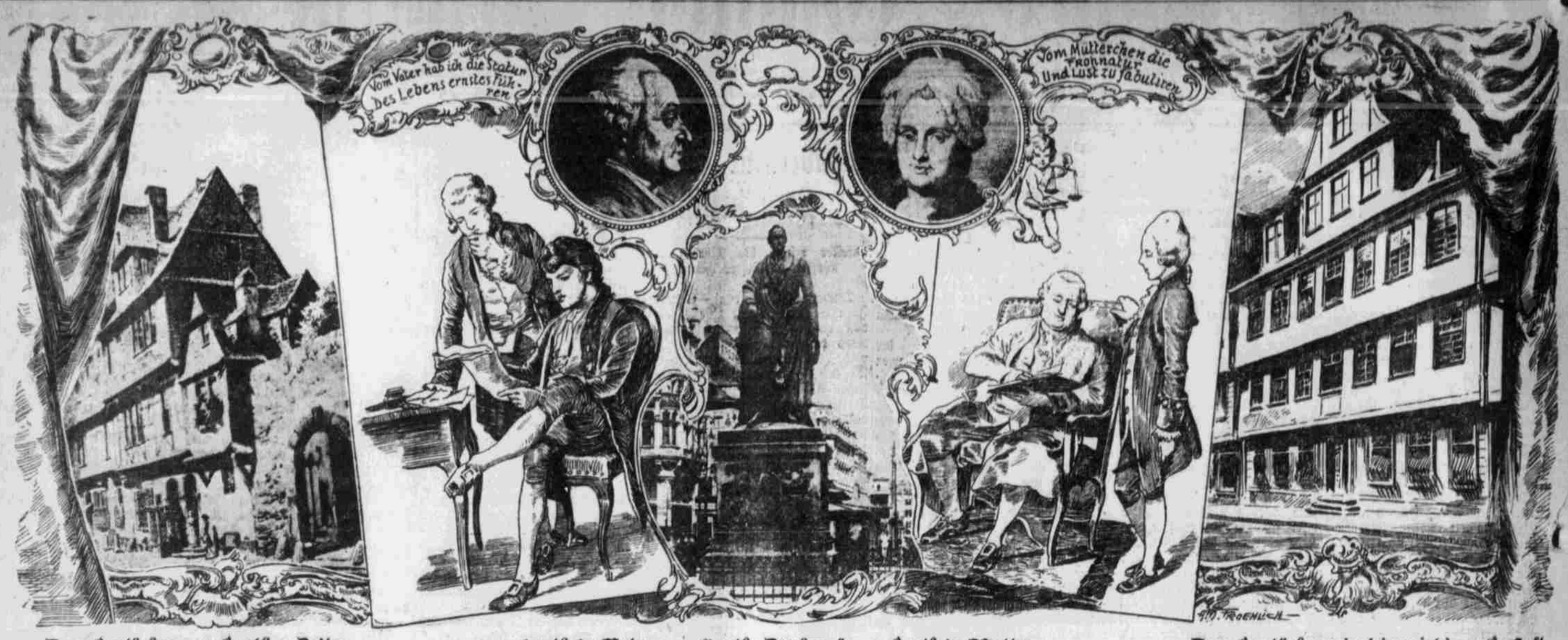
Frankfurt am Main, die alte Krönungsstadt der deutschen Kaiser.



Das Goethehaus zu Goethes Zeiten. Goethe's Vater. Goethe-Denkmal. Goethe's Mutter. Das Goethehaus in seiner jetzigen Gestalt.

Goethe — das ist die Sonne, die belebende, schaffende, strahlende Sonne. Goethe, das größte, gewaltigste Genie aller Zungen und aller Zeiten, ist der Stolz jedes Deutschen und jedes Gebildeten, wie könnte man es der Stadt Frankfurt verargen, daß sie als seine Vaterstadt sich ihres größten Sohnes selbstgefällig rühmt? Daß sie seiner mit Verehrung und Liebe gedenkt, trotzdem er diese Liebe nicht im gleichen Maße erwidert hat. Der Franffurter spricht den Namen Goethe mit einer rührenden Pietät aus; er hat ihn in einem herrlichen Denkmal verewigt, hat einen Platz und eine Straße mit diesem Namen geweiht und hat in dem mit peinlichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit erhaltenen Goethehaus der gewaltigen Gemeinde seiner Verehrer einen Wallfahrtsort geschaffen.

Das heutige Goethehaus, in dem noch jeder Stuhl, noch jedes Buch genau an demselben Platze steht, den ihm Goethe's Eltern und Goethe selbst bestimmt, ist das Haus, wie es der Jüngling vor seinem Auszug auf die Universität Leipzig verließ. Zur Zeit seiner Geburt sah dieses Haus wesentlich anders aus und Goethe selbst beschreibt das Haus „am Hirschgraben" wie folgt:

„Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühsten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von anderen gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigner anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häusern bestand. Eine thurmartige Treppe führte zu ungusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahrszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war.

Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders aus dem oberen Stock, eine sehr angenehme Aussicht über eine beinah unabsehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten, unser Haus und noch einige andere, die gegen die Straßeneckе zu lagen, sehr verkürzt worden, indem die Häuser vom Roßmarkt her weitläufige Hintergebäude und große Gärten sich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unseres Hauses von diesen so nah gelegenen Paradiesen ausgeschlossen sahen.

So lange die Großmutter lebte, hatte mein Vater sich gehütet, nur das mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern: aber man wußte wohl, daß er sich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch sogleich aufgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehrern alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, sich erlaubt, nicht allein mit dem ersten, sondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen; wodurch denn freilich besonders enge Straßen etwas düsteres und ängstliches bekamen. Endlich ging ein Gesetz durch, daß wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem ersten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber senkrecht aufführen müsse. Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, bediente sich, wie schon mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählich geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können; denn aufs Technische des Baues verstand er sich ganz gut; dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen.

Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde, und ungeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten, der Regen bis zu unsern Betten gelangte: so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder der wohlwollenden Freunden, welche sich schon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeitlang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken."

Im weiteren Verlaufe seiner Erinnerungen erzählt Goethe, wie er sich in seiner Vaterstadt herumgetrieben und was er alles für Streiche ausgeführt — ein Landsmann faßte das poetisch in die Verse:

Ja, Goethee, Du ertrebt dolle Polle,
Du gänzliches Gewitterwoo,
Du hoh, Det Jugendzeit gewolle,
Un gingst der grod wie Bücher los.

Un worstde äbch net gut zu schbreche
Uff Frankfort, uff Dei Vatterschbadt,
So zeigt es uns, daß sei Schwäche
E jeder Mensch uff Erde hat.

Deswege bist de doch gegrawe
Tief in mei Herz, ich lieb Dich sehr.
Denn e Schmie von Deine Gawe
Des kimmt in dunnert Jahr net wedr.

„Das Haus war indessen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldsumme gesorgt war. Wir fanden uns nun alle wieder versammelt und fühlten uns behaglich: denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt dasteht, läßt alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorsale luftig, und jene Aussicht über die Gärten aus mehreren Fenstern bequem zu genießen. Der innere Ausbau und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht, und diente zugleich zur Beschäftigung und zur Unterhaltung."

Und so wie es der ernste und strenge „Herr Rath" gerichtet, so ist das Haus noch heute erhalten; so war es, als es Goethe verließ und nach Leipzig zog — unzufrieden mit sich und der Vaterstadt:

„.... wie mir meine alten Mauern und Thürme nach und nach verleideten, so mißfiel mir auch die Verfassung der Stadt; Alles, was mir sonst so ehrwürdig vorkam, erschien mir in verschobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer solchen Republik nicht unbekannt geblieben, um so weniger, als Kinder ein ganz eigenes Erstaunen fühlen und zu emsigen Untersuchungen angereizt werden, sobald ihnen Etwas, das sie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird."

Goethe hat für Frankfurt nie wieder die frühere Liebe empfunden:

Ich habb's vom Goethee nie begriffe,
Dah er, der sonst doch so gescheit,
Uff unser Frankfort hat gepfiffe
Un scheints nor kam uff karze Zeit.

Ich nimmer kann ich dersch begreife,
Nein is mer des doch Rätsel mehr:
Ich dhät der äbch uff Frankfort pfeife,
Wann ich der Wolfgang Goethee wär.

Bibi.

Novellette von **Paul Wilhelm.**

Es war an einem späten Herbsttage, als der Held dieser Geschichte, Pierre Belliot, dem seine erste und letzte Liebe seines zarten und mädchenhaften Wesens halber den Kosenamen „Bibi" gegeben hatte, in recht fadenscheinigem und dürftigem Aufzuge durch die Straßen von Paris irrte. Denn durch mehr als sechs Jahre hatte Pierre in einem kleinen Dorfe auf dem Lande gelebt. Dort hatte er in der Stellung eines kärglich besoldeten Schullehrers sein Dasein gefristet. Darunter hatten seine besseren Anlagen, ja sogar ein gewisses poetisches Talent, das er in seiner Jugend gezeigt hatte, allerdings etwas gelitten. Denn es ist zwar eine vielfach vertretene, aber noch keineswegs bewiesene Ansicht, daß der Hunger die Poesie fördere. Unser Pierre aber zeigte wenig Lust, zur Vertiefung dieser Anschauung beizutragen, und je mehr seine Hoffnungen in's Reich der Träume abrückten, desto nüchterner und prosaischer war er geworden, bis er eines Tages zu der unerschütterlichen Ueberzeugung gekommen war, der schon ein Größerer Ausdruck gegeben, daß nämlich das einzig wahre Glück des Lebens in einer gesunden Verdauung läge. Und so begann denn auf dem Lande auch seine so poetische und schwärmerische Seele einen Bauernkittel anzulegen und im Dienste des nüchternen Alltages zu roboten.

So hatte sich der kleine Philosoph, wie man ihn zu seiner Schulzeit nannte, weil er zuweilen über Dinge nachdachte, die den Anderen nicht das geringste Kopfzerbrechen verursachten, zu einem verbissenen Sonderling gewandelt, der bei aller seiner Klugheit eine einzige kluge Eigenschaft nicht besaß, und zwar gerade diejenige, die Existenzen schafft und erhält, nämlich zu schweigen! Er redete in Alles drein, denn er besaß einen unstillbaren Drang nach Verbesserung der Welt, und war von dem leidenschaftlichen Streben erfüllt, immer und überall der Moral zum Durchbruch zu verhelfen. Er hatte ein Anständigkeitsgefühl, das schon nicht mehr schön war, und wäre lieber gestorben, ehe er um Haaresbreite von seiner Ueberzeugung abgewichen wäre. Er scheute sich nicht, Jedem die Wahrheit in's Gesicht zu sagen, und was das Schlimmste war — er hatte dabei immer recht! Da sich aber nur gutsituirte Menschen den Luxus erlauben dürfen, ungenirt ihre Meinung zu äußern, so verdarb er es sich schließlich mit Allen. Seine Anständigkeit wurde von Niemandem gewürdigt, da sie in unserer Zeit eine lästige Eigenschaft ist, die der Mehrzahl der Menschen das Dasein erschwert. So hatte er bald nichts als Feinde, und solche, die ihn der mangelnden Erfolge halber verspotteten und seine Rechtschaffenheit durch die fatale Bezeichnung Dummheit ersetzten. So schwand ihm immer mehr der Boden unter den Füßen, und es schien ihm zuweilen selber so, als ob er durch einen Irrthum der Schöpfung gerade auf diese Welt gekommen wäre. Und als nun eines Tages der Pfarrer, der ihn in Schutz zu nehmen pflegte, starb, und der gutmüthige Wirth, der ihn beim Wein immer über die Niedertracht dieser Welt getröstet hatte, jenem bald nachfolgte, da war es mit Pierre Belliot nicht mehr auszuhalten. Und zuletzt verlor er seine Stelle, weil er es gewagt hatte, sogar gegen einen wirklichen Schulrath Recht zu behalten. Da schnürte er sein Bündel, nahm von Niemandem Abschied und kehrte eines schönen oder eigentlich unschönen Tages wieder nach Paris zurück.

Da war er nun und trieb sich in den Straßen umher. Bald glotzte er sehnsüchtig in den Schaufenstern eines Delikatessenhändlers, als wäre da das Welträthsel zu lösen, dann starrte er wieder einer vorübergehenden Schönen so unverschämt in die Augen, daß sie ihm ängstlich auswich; aber nirgends wollte ihm das Glück auf der Straße begegnen, obwohl er immer behauptet hatte, es wäre nichts Anderes als eine Dirne, die sich gerade dem Unverschämtesten an den Hals werfe! So hätte er wohl betteln oder verhungern können, denn sein Geld war bald aufgezehrt und die Straßen von Paris sind nicht die Goldfelder Californiens. Da aber traf er das Glück eines Tages wirklich auf der Straße, und zwar auf sehr seltsame Weise . . . Er hatte „sie" wiedergesehen.

Vor zehn Jahren hatte er sie kennen gelernt. Sie war damals ein schönes, feuriges Mädchen gewesen und hatte die Opernschule besucht. Er liebte sie und seine Liebe wurde erwidert, so heiß und echt, aber auch so unschuldig, als es ihre siebzehn Jahre und ihr leidenschaftliches, warmblütiges Wesen vermochten. Als nun Pierre's Eltern starben, da sagte ihm die Geliebte unter vielen Thränen und Treueschwüren Lebewohl. Anfangs schrieb Margot regelmäßig und ihre Briefe quollen von Zärtlichkeit über. Eines Tages theilte sie ihm mit, daß sie gleich nach Verlassen des Konservatoriums an die Große Oper engagirt worden wäre; freilich vorläufig nur für kleine Partien, aber sie war schön, jung, liebenswürdig und hatte eine herrliche Gestalt, also alle Anlagen, um Karriere zu machen. Bald nachher wurden die Briefe kühler und seltener und blieben zuletzt ganz aus.

Pierre schrieb und beschwor Margot um ein Lebenszeichen. Vergebens — es kam keine Antwort. Er hatte viel gelitten, bis er sie endlich in sich begraben hatte und mit ihr seine Liebe zur Welt und den Menschen. Haß und Verbitterung waren das Unkraut, das darüber hinwucherte . . . Und nun hatte er sie wiedergesehen! Er stieß mit ihr auf dem Boulevard zusammen, als sie eben aus einem Laden trat, und hätte sie beinahe nicht erkannt, so elegant und vornehm sah sie aus. Aber Margot blieb sofort stehen, als sie ihn erblickte, reichte ihm die Hand und lachte vor Freude über das Wiedersehen.

„Nein, bist Du's wirklich, mein kleiner Bibi? Das ist zu nett. Aber Du siehst gar nicht gut aus!"

„Seit kurzer Zeit. Es geht mir nicht besonders!"

„Armer Bibi! Das thut mir leid. Aber das soll nun anders werden!"

„Soll es das, Margot? Ich habe schon aufgehört, daran zu glauben."

„Gewiß, Du weißt ja, daß ich Dir immer gut war."

„Ja, Margot. Ich habe sogar alle Ursache zu glauben, daß Du mich einmal geliebt hast."

„Und ich liebe Dich noch, mein armer kleiner Bibi. Du hast wohl viel gelitten? Doch ein Wort — hast Du Hunger?"

„Ich habe seit gestern Mittag nichts gegessen."

„Ach, Du Aermster! Dann komme nur gleich mit mir!" Die Beiden betraten ein Restaurant. Margot bestellte ein Menu, das Pierre schweigend und mit Heißhunger verzehrte. Bei jedem Gang forderte er Margot mit einer Handbewegung auf, initzuhalten, was sie lachend abwehrte: „Iß nur, ich habe schon gespeist!" Als Pierre den letzten Bissen verzehrt hatte und sich mit der Serviette mehrmals über den Mund strich, zahlte Margot und die Beiden verließen das Lokal.

„Ich danke Dir!" sagte Pierre trocken und reichte Margot die Hand.

„Du begleitest mich doch nach Hause, mein kleiner Bibi?"

„Wenn Du es wünschest, Margot, sehr gerne, aber . . ." — er warf einen flüchtigen Blick auf seine Kleidung — „ich sehe nichts weniger als vornehm aus."

„Das macht nichts," lachte Margot, „wir nehmen ohnedies ein Auto. Du wirst doch nicht glauben, daß ich bis nach St. Cloud zu Fuß gehe?"

Eine Viertelstunde später hatten sie Margot's Wohnung erreicht.

„Du kommst doch noch ein wenig zu mir?" meinte Margot, als sie ausstiegen.

„Zu Dir? — Ich weiß nicht — ich glaube — doch wenn es Dir nicht unlieb ist — sehr gerne . . ."

— — — — — — — — — — — —

Am selben Abend fuhr Margot zu einer Soirée. Ihre königliche Gestalt war in eine prachtvolle weiße Charmeuserobe gehüllt, die den herrlichen Nacken und die elfenbeinfarbenen Schultern entblößt ließ. Beim Souper saß sie neben dem Marquis de V., einem alten steinreichen Aristokraten, dessen Liaison mit der schönen Sängerin Niemandem ein Geheimnis war. Der Marquis schien heute ausnehmend schlecht gelaunt. Er war überaus schweigsam und weniger galant als sonst. Beim Dessert begann er plötzlich mit leisem Tone: „Ich habe Sie heute gesehen, Margot. Aber ich mochte Sie nicht begrüßen, denn Sie waren in Gesellschaft."

Margot erbleichte leicht. Aber rasch gefaßt, fragte sie: „Wann war dies?"

„Etwa um drei Uhr Nachmittags im Restaurant R. Ist's so?"

„Sie täuschten sich nicht. Ich war dort."

Der Marquis schwieg. Nach einer Weile frug er plötzlich: „Wer war jener — Mensch?"

„Der, mit dem ich speiste? Ach mein Gott — ein armer Teufel, den ich von Jugend auf kenne. Er bettelte mich auf der Straße an, und ich führte ihn in's Restaurant und ließ ihm ein Mittagmahl geben."

„So? Sie sind wirklich sehr mitleidig. Aber Sie stiegen mit dem Bettler in ein — Auto und fuhren fort. Ich war so unbescheiden, Ihnen nachzufolgen, und sah Sie mit ihm in Ihr Haus eintreten!" entgegnete der Marquis mit spöttischem Tone.

„Stimmt auffallend, lieber Marquis! Ich wollte den armen Teufel nicht entlassen, ohne ihm eine ausgiebigere Wohlthat erwiesen zu haben, und da ich nur sehr wenig bei mir hatte . . ."

„Er blieb über zwei Stunden bei Ihnen. Sie werden zugeben, meine Freundin, daß dies für einen Bettler eine etwas lange Audienz ist," bemerkte der Marquis kalt.

„Ach, er hatte mir so Vieles zu erzählen. Wir sind aus dem gleichen Dorf und haben unsere Jugend zusammen verlebt. Es thut so wohl, in alten Erinnerungen zu wühlen und dabei ein wenig an die Gegenwart vergessen zu können. Und da ich merkte, daß es auch ihm wohlthue, sich aussprechen zu können, so hörte ich ihm geduldig zu. Aber ich glaube gar, Sie sind eifersüchtig auf den armen Kerl! Das ist einfach entzückend! Wissen Sie, Marquis, daß Sie mir heute um zwanzig Jahre jünger vorkommen. Seit ich Sie kenne, haben Sie nicht so viel Humor entwickelt, als in dieser prachtvoll gespielten Eifersuchtsszene. Es ist einfach reizend!" Sie lachte hell auf mit ihrer klingenden Silberstimme und blickte ihm mit einem süßen, schmollenden Lächeln in die Augen. Der Marquis war selig. Noch nie hatte sie ihn mit einem so unwiderstehlichen Zauber angelächelt.

„Ich bin beschämt, Margot," flüsterte er leise, „und bitte um Vergebung für meine eifersüchtige Thorheit. Aber ich hoffe, daß Sie darin nichts Anderes erblicken, als meine übergroße Liebe!"

Und gerührt führte er ihre Hand an die Lippen. Sie waren versöhnt.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen erhielt Pierre ein Billet, an dessen Ueberschrift er die Schriftzüge Margot's erkannte. Er öffnete hastig das Couvert. Dabei zitterten seine Hände. Es fielen einige Hundert-Francsscheine heraus, zwischen denen ein zierliches Blättchen lag, das stark nach Chypre duftete. Darauf stand mit eiligen Schriftzügen:

„Mein süßer, kleiner Bibi!

Ich sende Dir mitfolgend eine Kleinigkeit für Deine nächsten Bedürfnisse. Du kannst nicht mehr zu mir kommen, denn man darf uns nicht zusammen sehen. Sei deshalb nicht böse — aber ich will dafür zu Dir kommen! Erwarte mich gegen Abend. Ich werde tief verschleiert sein und sehr acht geben. Ich sehne mich schon so nach Dir. Ich küsse Dich tausendmal, denn ich liebe Dich sterblich, mein süßer, kleiner Bibi!

Deine

Margot."

— — — — — — — — — — — —

So hatte er also das Glück doch am Wege gefunden, das große, echte Glück! . . Und er lachte und weinte vor Seligkeit, der arme, kleine Bibi . . . Nach einer Weile erhob er sich, trat vor den Spiegel, und indem er sich lange darin betrachtete, sprach er zu sich selber: „Weißt Du, kleiner Bibi, daß Du ein großer Schuft geworden bist? Aber in Zukunft wird wenigstens Niemand von Dir sagen können, daß Du ein Dummkopf bist!"

Und ist es nicht eine seltsame und ganz unbegreifliche Fügung des Schicksals, daß von diesem Tage an das Leben Bibi's einen großartigen Aufstieg nahm? Margot brachte ihn durch ihre Beziehungen in einem Ministerium unter. Ich weiß nicht genau, ob er es bis zum Minister gebracht hat, bestimmt aber weiß ich, daß Pierre Belliot eine sehr schöne Karriere machte, in ein paar Jahren eine reizende Villa in der Rue des Belles Feuilles besaß und die große Ehre genoß, den ersten Sohn der Marquise de V. aus der Taufe heben zu dürfen.

Der Stümper. Giuseppe Verdi war von den Anfängen seiner musikalischen Laufbahn an in Italien sehr populär. Als er eines Abends, begleitet von einigen Freunden, nach Hause kam, hörten sie aus einer Straße von Neapel wohlbekannte Melodien erschallen. Ein Bettler spielte mit unglaublicher, aber falsch klingender Bezisterung die berühmte Weise: „Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen . . ." Verdi näherte sich diesem Anhänger seiner Opern, nahm ihm kurzerhand die Geige aus der Hand und spielte zum Erstaunen der Freunde und der inzwischen angesammelten Menge seine Melodie selber mit der ihm eigenen Meisterschaft vor. Als er geendigt hatte, drückte er dem Lazarone ein Silberstück in die Hand und verschwand unbemerkt mit seinen Freunden. — Als nun die Freunde den gleichen Weg zurückkehrten, fanden sie den Bettler noch immer an seinem Platze vor; er schien sich alle erdenkliche Mühe zu geben, an seinem Instrument irgendetwas auszubessern. Als ihn nun einer der Freunde fragte, was er eigentlich da thue, schrie ihm der erbitterte Tonkünstler ins Gesicht: „Da kommt irgend so ein Phantast des Wegs, der glaubt, etwas von Musik zu verstehen und anderen Leuten Unterricht geben zu können . . . Und nachher hat man stundenlang zu arbeiten, bis man das Instrument wieder in die richtige Stimmung zurückgebracht hat . . ."

— **König Wilhelm I.** nahm es sehr übel, wenn in der Kirche statt „Unser Vater" die lutherische Form „Vater unser" gebraucht wurde.

Millionen-Erbschaft.

Aus Württemberg wird geschrieben: Unter dem Schlagwort der „Rapp'schen Millionenerbschaft" geht seit Menschenaltern in Süddeutschland ein Phantom um, das sich von Zeit zu Zeit den Menschen zeigt und in Tausenden die frohesten Hoffnungen erweckt. Es nennt sich „Die Rapp'sche Millionenerbschaft". So oft es sich auch schon als trügerisch erwiesen hat, es kommt immer und immer wieder, wie die spanischen Schatzgräber, die trotz aller Aufklärungen durch die Presse und die Behörden doch stets wieder ihr Publikum finden bei denen, die nicht alle werden. Erst vor etlichen Wochen hat in Ludwigsburg eine Versammlung von Interessenten stattgefunden, die von über tausend Erbanwärtern besucht war. Es wurde beschlossen, erneut nach dem Erbe Ausschau zu halten und den wahren Thatbestand zu ermitteln. Mit der Ermittlung ist ein Göppinger Notar beauftragt worden. Vor wenigen Tagen hat neuerdings eine Interessenten-Versammlung in Göppingen stattgefunden, wobei Kopf für Kopf 5 Mark auf den Altar seiner Millionenerbschaftshoffnungen einlegte in der Erwartung, daß durch ein solches „bewußtes und gewolltes Zusammenwirken" das Phantom endlich erhascht, gestellt und ausgebeutet werden könne.

In zahlreichen Familien, die weder den Namen Rapp tragen, noch in ihrer männlichen oder weiblichen Linie den Namen Rapp nachweisen können, vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht der Glaube, daß sie einmal noch sehr reich würden, wenn erst einmal die Rapp'sche Erbschaft „gehoben" wäre, auf die sie Anwartschaft hätten. Taucht dann irgendwo einmal die Kunde auf, daß sich wieder Jemand angeschickt habe, das Erbe zu „heben", dann lodern die latenten Hoffnungen der Interessenten zu hellen Flammen auf und die Opferwilligkeit kennt keine Grenzen mehr.

Als Erblasser wird ein gewisser Georg Rapp angesehen, der im Jahre 1757 in der Göppinger Gegend geboren wurde, 1803 oder 1804 nach Amerika auswanderte und dort die Gesellschaft der „Harmonisten" gründete, die nicht heirathen durften und auf das „tausendjährige Reich" warteten. Das Vermögen dieser von Rapp gegründeten Gesellschaft soll auf viele Millionen angewachsen sein, und alle wirklichen und vermeintlichen Verwandten Rapp's betrachten sich als erbberechtigt. Da Rapp selbst keine direkte Nachkommenschaft hat, so muß das verwandtschaftliche Band schon auf sehr alten Taufbuchblättern nachgesucht werden. Aber Kosten und Mühen für die Anfertigung von Stammbäumen werden nicht gescheut. Wie steht es nun aber in Wirklichkeit um Rapp und sein Erbe. Der Göppinger „Hohenstaufen" veröffentlicht zur Zeit Zuschriften und Aktenstücke, die ihm aus Amerika zugegangen sind. Aus diesen geht hervor, daß die „Harmonisten" überhaupt nie so reich waren, wie behauptet wurde, daß sie nur etwa 3000 Acker Land bei Economy und zerstreute kleinere Besitzungen in Pennsylvanien hatten, auf denen 1,250,000 Dollars Hypothekenschulden ruhten. Die Gesellschaft, die sich inzwischen aufgelöst hat, zählte im Jahre 1903 noch vier Mitglieder, die den Erlös unter sich vertheilten. Verschiedene, bis in die höchsten Instanzen durchgeführte Prozesse waren erfolglos und führten zur Klageabweisung. Nach einem sehr ausführlich begründeten Urtheil haben die Erben des Rapp keinen Anspruch auf das Gesellschaftsvermögen, weil aus zahlreichen, stets wieder erneuerten und beglaubigten Verträgen hervorgeht, daß das vorhandene Vermögen der Gesellschaft gehört und daß kein Mitglied einen Sonderanspruch erheben kann, wie denn auch alle Mitglieder auf den Anspruch verzichtet haben, daß das, was sie für die Gesellschaft geleistet haben, wieder in's Privateigenthum zurückgehe. Aus dieser einwandfrei festgestellten Rechtslage sollte sich eigentlich jeder Interessent überzeugen können, daß eine Erbanwartschaft nirgends besteht, und daß es gerathen wäre, die Hoffnungen auf das Rapp'sche Millionenerbe zu Grabe zu tragen. Aber Hoffnungen trägt kein Mensch gerne zu Grabe, und so wird auch das Phantom dieser Millionenerbschaft weiterleben.

Wunderliche Haeckel-Spende.

Von den vielen Gaben und Glückwünschen, die Ernst Haeckel zum 80. Geburtstag dargebracht wurden, war gewiß eine auch für Haeckel selbst eine Ueberraschung. Der Herausgeber des „Wahr, Blätter für Wissend-Religiöse", Professor Dörfler in Iglau, hat nämlich zum Dank für die geistigen Anregungen, die er durch Haeckel erfahren hat, einen Teil seines Körpers nach seinem Tode dem phylogenetischen Museum vermacht! „Ein Auge, das kranke Herz, das Gehirn und anderes" meint der Testator dem Museum noch vermachen zu dürfen, da er sich über die Aufstellung seiner Aschenurne bereits mit seiner Vaterstadt Iglau verständigt habe und nicht so vermögend sei, um sich an der Haeckel-Stiftung finanziell beteiligen zu können.

Doppelter Gewinn.

Ein schäbig aussehender Mann trat mit ausgestreckter Hand auf einen wohlhabenden Geschäftsmann zu:

„Ich wette einen Dollar, Sie kennen mich nicht mehr."

„Sie haben gewonnen", entgegnete rasch der Geschäftsmann. „Hier ist Ihr Dollar, machen Sie, daß Sie fortkommen!"

— Moskau bedeckt ein Areal von mehr als 100 Quadratkilometer.

— Oran verarbeitet jährlich zwei Millionen Kilogramm Zwergpalmenblätter.

— Ein Pfund von dem Gifte der Bakterien des Wundstarrkrampfes könnte 4000 Menschen tödten.